

Fernando Esposito

No Future – Symptome eines Zeit-Geists im Wandel

1. The Times they are a changing – eine Bestandsaufnahme

1985 veröffentlichte der Suhrkamp Verlag die Ergebnisse einer Tagung zu „Epochenschwellen und Epochenstrukturen“, die im April 1983 in Dubrovnik stattgefunden hatte. In jenem Band findet sich der Beitrag „Posthistoire now“ von Hans Ulrich Gumbrecht, den der Verlag 2012 erneut abdruckte. Dort heißt es:

„Wir *wissen*, wie die Welt *werden kann* (und wahrscheinlich werden wird), und unsere Instinkte lehnen sich gegen diese Zukunftsbilder auf. Was wir *nicht* wissen: wie die Erfüllung der furchterregenden Prognosen *zu verhindern* wäre, und wie *anders* die Welt *werden könnte* und sollte. Niemand wagt es mehr ‚glückliche Gegenwelten‘ in der Zukunft zu lokalisieren.“¹

Eine ähnliche Zeitdiagnose liest man in dem ebenfalls 1985 veröffentlichten Sammelband „Die Lust am Untergang. Zwischen Kulturpessimismus und Hoffnung“, der auf ein Symposium zu George Orwells „1984“ zurückging. Im Vorwort rechtfertigte der Herausgeber Oskar Schatz den „reißerischen“ Titel. Obgleich man an diesem Anstoß nehmen könne, treffe er

„genau jenes Syndrom negativer Befindlichkeit, bestehend aus Angst, Pessimismus, Resignation, ‚No-Future‘-Stimmung und zuweilen geradezu lustvoll ausgekosteten Weltuntergangserwartungen, mit dem wir heute konfrontiert sind. Es kann ja wohl kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass sich seit den späten Siebzigerjahren in der westlichen Welt zunehmend ein dumpfes Unbehagen ausbreitet, das sich keineswegs nur mehr auf Einzelgänger oder sektiererische Randgruppen beschränkt, sondern inzwischen auch weite Teile der Bevölkerung erfasst hat.“²

Jürgen Habermas stellte in seinem zunächst im Januarheft des „Merkur“ und dann bei Suhrkamp 1985 erneut veröffentlichten Artikel „Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien“ fest:

¹ Hans Ulrich Gumbrecht, *Posthistoire now*, in: ders./Ursula Link-Heer (Hrsg.), *Epochenschwellen und Epochenstrukturen im Diskurs der Literatur- und Sprachgeschichte*, Frankfurt a.M. 1985, S. 34–50, hier S. 46. Vgl. auch Hans Ulrich Gumbrecht, *Präsenz*, Berlin 2012; in Jürgen Kleins Nachwort (S. 352) heißt es: „Ausgehend von der Jetztzeit geht es um *die* Geschichte und die Geschichten am Ende jeder Teleologie“.

² Oskar Schatz, Vorwort, in: ders. (Hrsg.), *Die Lust am Untergang. Zwischen Kulturpessimismus und Hoffnung*, Wien u. a. 1985, S. 7–10, hier S. 7.

„Dem politisch wirksamen Geschichtsbewusstsein selbst ist eine utopische Perspektive eingeschrieben. So jedenfalls schien es sich zu verhalten – bis gestern. Heute sieht es so aus, als seien die utopischen Energien aufgezehrt, als hätten sie sich vom geschichtlichen Denken zurückgezogen. Der Horizont der Zukunft hat sich zusammengezogen und den Zeitgeist wie die Politik gründlich verändert. Die Zukunft ist negativ besetzt; an der Schwelle zum 21. Jahrhundert zeichnet sich das Schreckenspanorama der weltweiten Gefährdung allgemeiner Lebensinteressen ab: die Spirale des Wettrüstens, die unkontrollierte Verbreitung von Kernwaffen, die strukturelle Verarmung der Entwicklungsländer, Arbeitslosigkeit und wachsende soziale Ungleichgewichte in den entwickelten Ländern, Probleme der Umweltbelastung, katastrophennah operierende Großtechnologien geben die Stichworte, die über Massenmedien ins öffentliche Bewusstsein eingedrungen sind. Die Antworten der Intellektuellen spiegeln nicht weniger als die der Politiker Ratlosigkeit.“³

Für Habermas schien seit Mitte der 1970er Jahre nur eine „bestimmte Utopie, die sich in der Vergangenheit um das Potential der Arbeitsgesellschaft kristallisiert“ hatte, an ihr Ende gelangt zu sein. In der „intellektuellen Szene“ habe sich indes, so Habermas, der Verdacht ausgebreitet, „dass die Erschöpfung utopischer Energien nicht nur eine der vorübergehenden kulturpessimistischen Stimmungslagen anzeigt, sondern tiefer greift. Sie könnte eine Veränderung des modernen Zeitbewusstseins überhaupt anzeigen.“

Das deutlichste Anzeichen der unter Intellektuellen kursierenden Vorstellung, die modernen Temporalstrukturen hätten sich tiefgreifend verändert, war wohl die Konjunktur des Begriffs *Posthistoire*. Wie nicht zuletzt Hans Ulrich Gumbrecht nahelegte, hatte sich die „Vermutung, Befürchtung, Hoffnung“ breit gemacht, „es möchte mit dem Zeitalter des historischen Bewusstseins, der Historiographie und der historiographischen Periodisierung an ein Ende gekommen sein“⁴. Das diagnostizierte „Ende der Geschichte“ betraf indes keineswegs allein die Geschichtswissenschaft⁵. Mit dem Konzept des *Posthistoire* ging vielmehr die Vorstellung einher, dass die großen his-

³ Jürgen Habermas, *Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien*, in: ders., *Die Neue Unübersichtlichkeit. Kleine Politische Schriften V*, Frankfurt a.M. 1985, S. 141–163, S. 143; dort (S. 145 und S. 144f.) auch die folgenden Zitate.

⁴ Gumbrecht, *Posthistoire now*, S. 35. Vgl. Hans Ulrich Gumbrechts neuere und aktuelle Schriften: *Diesseits der Hermeneutik. Die Produktion von Präsenz*, Frankfurt a.M. 2004; *Unsere breite Gegenwart*, Berlin 2010, und *Nach 1945. Latenz als Ursprung der Gegenwart*, Berlin 2012.

⁵ Vgl. hierzu insbesondere Lutz Niethammer, *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?*, Reinbek bei Hamburg 1989; vgl. aber auch Hans von Fabeck, *Jenseits der Geschichte. Zur Dialektik des Posthistoire*, München 2007; Steffen Henne, *Posthistoire. Zeitdiagnostik in der Bundesrepublik um 1980*, Magisterarbeit, Marburg 2012, sowie Rainer Rotermundt, *Jedes Ende ist ein Anfang. Auffassungen vom Ende der Geschichte*, Darmstadt 1994.

torischen Subjekte, die Nation, das Proletariat, ja das menschliche Subjekt überhaupt, ihre *agency* eingebüßt hätten. Es gab zwar weiterhin Wandel, aber der Mensch gestaltete diesen Veränderungs- und Verlaufsprozess nicht mehr aktiv, sondern stand ihm mehr oder weniger ohnmächtig gegenüber.

Neben dem Begriff *Posthistoire* machten auch zahlreiche weitere „Postisten“ die Runde: Postmoderne, postindustrielle Gesellschaft, Postmarxismus, Poststrukturalismus. Allerorts gab es Anzeichen eines Bruchs, eines Abgeschlossenseins und eines Endes, und nirgendwo schien sich ein Neuanfang anzudeuten. So stellte Gumbrechts akademischer Lehrer, der Konstanzer Romanist Hans Robert Jauf, anlässlich der Adorno-Konferenz 1983 fest:

„[Es scheint] sich in der gegenwärtigen Erscheinung einer Postmoderne, wenn sie in der Tat eine Epochenschwelle anzeigen sollte, zum ersten Mal in der Geschichte des ästhetischen Modernismus das Bewusstsein eines eingetretenen Bruchs zwischen dem Alten und dem Neuen nur mehr in Kategorien des ‚nicht mehr‘ artikulieren zu können. [...] Wie immer man die Zeitsymptome dieses *fin de siècle* an der Schwelle zum dritten Jahrtausend unserer Zeitrechnung einschätzt, dürfte doch hinter den Mythologemen einer bevorstehenden Apokalypse der industriellen Gesellschaft und der Ostentation eines (sich selbst zugeschriebenen) Epigonentums der modernen Künste auch dem kritischen Blick ein faktischer Kern unübersehbar werden: innerhalb des bisher noch ungeschiedenen Bewusstseins der epochalen Einheit des 20. Jahrhunderts vollzieht sich heute die allmähliche Abscheidung einer Vergangenheit. Dabei scheint zwar das eingetretene Neue noch nicht als Erfahrung artikulierbar zu sein, wohl aber das abgelöste Alte in seiner sich abschließenden Gestalt fassbar zu werden.“⁶

War nun der Orientierungsverlust, der seit den 1970er Jahren die Selbstwahrnehmung der westeuropäischen Gesellschaften bestimmte, Ausdruck einer „Situation [...] in der eine immer noch von der arbeitsgesellschaftlichen Utopie zehrende Sozialstaatsprogrammatik die Kraft verliert, künftige Möglichkeiten eines kollektiv besseren und weniger gefährdeten Lebens zu erschließen“⁷? Oder waren der geschwundene Optimismus und die scheinbare Schließung des offenen Zukunftshorizonts Zeichen einer fundamentaleren Transformation des modernen Zeitbewusstseins? Wurde das zukunftsgerichtete moderne „Historizitätsregime“ im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts von einem „präsentistischen“ Historizitätsregime abgelöst, wie François Hartog argumentiert⁸? Ist das „historistische Chronotop“ von „unserer breiten

⁶ Hans Robert Jauf, *Der literarische Prozess des Modernismus von Rousseau bis Adorno*; in: Ludwig von Friedeburg/Jürgen Habermas (Hrsg.), *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt a. M. 1983, S. 95–130, hier S. 97f.

⁷ Habermas, *Krise des Wohlfahrtsstaates*, S. 147.

⁸ Vgl. François Hartog, *Regimi di storicità. Presentismo e esperienze del tempo*, Palermo 2007.

Gegenwart“ verdrängt worden, wie Gumbrecht meint? Löste sich der Kollektivsingular „Geschichte“ erneut in zahlreiche „Geschichten“ auf? War „die Moderne“, so fragte Habermas anlässlich der Verleihung des Adorno-Preises der Stadt Frankfurt im Jahr 1980, wirklich „so passé, wie die Postmodernen behaupte[te]n“⁹?

2. Ein sich verdunkelnder Erwartungshorizont

Es kann nicht das Ziel der folgenden Ausführungen sein, diese Fragen zu beantworten. Sie dienen vor allem dazu, die Genese einer Debatte anzudeuten, die seit den 1970er Jahren geführt wird und die noch keineswegs abgeschlossen ist; „das eingetretene Neue“ scheint, wie Jauß meinte, weiterhin „noch nicht als Erfahrung artikulierbar zu sein“. Es wäre daher unlauter, eine historische Distanz zu jenen Autoren, Werken und Diskussionen nahezulegen, die es noch gar nicht geben kann. Wir sind nicht allein wirkungsgeschichtlich mit ihnen noch sehr eng verflochten, sondern teilen einen gemeinsamen Erwartungshorizont¹¹. Unsere Gegenwart ist von jener Zukunft, die sich damals auftrat, bestimmt.

Seit den 1990er Jahren sind zudem zahlreiche Arbeiten – insbesondere sozialwissenschaftlicher Provenienz – erschienen, die eine Brücke bilden zwischen den selbstreflexiven Beobachtungen der 1970er und 1980er Jahre und dem Versuch, eine Zeit-Geschichte nach dem Boom zu schreiben: Während der Geograph David Harvey 1989 auf eine weitere „Verdichtung unserer räumlichen und temporalen Welten“ durch den Kapitalismus aufmerksam machte, sprach Anthony Giddens 1991 von der schwindenden Fähigkeit, die Zukunft zu kolonisieren. Hermann Lübbe diagnostizierte eine „Gegenwartsschrumpfung“. Manuel Castells verkündete 1996 die Etablierung einer „zeitlosen Zeit“ im Zuge des Aufstiegs der „Netzwerk-Gesellschaft“, Richard Sennett machte 1998 auf die diskontinuierliche Zeit auf-

⁹ Zum Kollektivsingular Geschichte vgl. u. a. Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichten*, in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeit*, Frankfurt a. M. ²2000, S. 38–66.

¹⁰ Jürgen Habermas, *Die Moderne – ein unvollendetes Projekt*, in: ders., *Kleine Politische Schriften (I–IV)*, Frankfurt a. M. 1981, S. 444–464, hier S. 444.

¹¹ Zur wirkungsgeschichtlichen Verflechtung vgl. Hans Georg Gadamer, *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*. *Gesammelte Werke* Bd. 1, Tübingen ⁶1990, S. 305–312. Zum Erwartungshorizont vgl. Reinhart Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: ders., *Vergangene Zukunft*, S. 349–375.

merksam, welche die „neue Kultur des Kapitalismus“ mit ihrer Betonung der Flexibilität hervorgebracht hatte, und Zygmunt Bauman wies im Jahr 2000 auf die neuartige Unmittelbarkeit und Kurzfristigkeit der Zeit in der „flüssigen Moderne“ hin. 2005 schließlich legte Hartmut Rosa eine Theorie der Modernisierung als Beschleunigung vor und konstatierte, der stete Wandel der Temporalstrukturen und -horizonte hätte in der „Spätmoderne“ zu jenem Zustand geführt, den Paul Virilios Übersetzer bereits 1990 als „rasenden Stillstand“ beschrieben hatte¹².

Im Folgenden gilt es, weniger diesen Problemzusammenhang zu entflechten, als vielmehr zu zeigen, dass es sich bei der von Habermas konstatierten „Neuen Übersichtlichkeit“, bei der kulturpessimistischen „Lust am Untergang“ und dem grassierenden „Postismus“ keineswegs um ein reines Intellektuellenphänomen handelte. Orientierungslosigkeit, ein düsterer Erwartungshorizont, an dem sich apokalyptische Bedrohungsszenarien abzeichneten, und das Gefühl schwindender Handlungsmächtigkeit und der Unbeherrschbarkeit der Zukunft prägten auch die Bewusstseinslage zahlreicher Jugendlicher. Dass weite Teile der Jugend ängstlich und „planlos“ in die Zukunft blickten, trug erheblich zur Steigerung des allgemeinen Problembewusstseins bei, war doch Jugend gemeinhin mit Aufbruch und Zukunftshoffnung konnotiert.

Nichts schien die in den 1970er und 1980er Jahren kursierenden Niedergangs-Ängste treffender zu verkörpern als die neue Jugendkultur Punk, die sich eben den Slogan *No Future* auf die Fahnen beziehungsweise auf die Lederjacken geschrieben hatte. Das extravagante Äußere und provokative Auftreten dieser Jugendlichen erzeugte eine erhebliche mediale Aufregung. Doch es waren nicht nur die „Bild“ und die britische *yellow press*, welche die Ängste vor den „wreckers of civilization“ anstachelten¹³. Auf der Titelseite einer Januarnummer nannte der „Spiegel“ 1978 Punk eine „Kultur

¹² David Harvey, *The Condition of Postmodernity*, Oxford 1989; Anthony Giddens, *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge 1991; Hermann Lübbe, *Im Zug der Zeit. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart*, Berlin 1993; Manuel Castells, *The Information Age. Economy, Society and Culture*, vol. I: *The Rise of the Network Society*, Cambridge 1996; Richard Sennett, *The corrosion of character*, New York 1998; Zygmunt Bauman, *Liquid Modernity*, Cambridge 2000; Hartmut Rosa, *Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstruktur in der Moderne*, Frankfurt a.M. 2005; Hartmut Rosa, *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik*, Berlin 2012; Paul Virilio, *Rasender Stillstand. Essay*, München u.a. 1992. Das französische Original erschien unter dem weniger aussagekräftigen Titel *Inertie polaire* 1990 in Paris.

¹³ Daily Mail vom 19. 10. 1976: „Adults only art show angers an MP“.

aus den Slums: brutal und hässlich“. Im Heft erfuhr die Leserschaft, dass Punk „ein Katalysator und der Reflex einer für viele Teenager unbewohnbar gewordenen Gegenwart“ sei¹⁴. Der Soziologe Peter Marsh veröffentlichte in dem britischen Magazin „New Society“ eine weiterhin einflussreiche Deutung von Punk als Ausdruck der Verzweiflung der zeitgenössischen Jugend angesichts steigender Jugendarbeitslosigkeit: „In contrast to the rock and roll, which grew up in the ‚You’ve never had it so good‘ 1950s, this is the music of the unemployed teenager. It’s dole-queue rock“¹⁵. Dass Punk als Beleg und Bestätigung eigener wie fremder Ängste instrumentalisiert wurde, soll indes nicht den Wandel der Zukunftseinstellung unter zahlreichen Jugendlichen relativieren.

Für eine vom Jugendwerk der Deutschen Shell in Auftrag gegebene Studie wurden 1979 erstmals Jugendliche zu ihren Lebensperspektiven befragt. In der Einleitung konstatierte der Soziologe Detlef Riemer,

„neben dem Umweltschutz [kommt] der Sorge um die Sicherheit der Arbeitsplätze und der Jugendarbeitslosigkeit höchste Bedeutung zu. Das konjunkturelle Tief Mitte der siebziger Jahre strukturierte die Meinungen und Einstellungen der jungen Menschen ganz erheblich. Vorbei ist der optimistische Überschwang [...] Etliche Befragte zeigen tendenziell konservative oder resignative Züge. [...] Die Kritik am Bestehenden [...] bleibt aus. Die potentielle Einführung des Sozialismus [...] strahlt keine Faszination mehr aus.“¹⁶

Die Ergebnisse der Jugendstudie von 1981 bekräftigten diesen Tenor:

„Die Mehrheit der Jugendlichen sieht die Zukunft der Gesellschaft eher pessimistisch [...]. Die Mehrheit der Jugendlichen hat kein Vertrauen in die großen zeitgeschichtlichen Zukunftsvorschläge [...]. Die Mehrheit der Jugendlichen glaubt nicht mehr an die ‚natürliche Höherentwicklung‘, an den evolutionären Gang der Geschichte hin auf ein besseres Leben. Für sie hat die industrielle Zivilisation an Attraktivität verloren.“¹⁷

Neben diesen Hinweisen auf die sich ausbreitende Resignation und die „Erschöpfung utopischer Potentiale“ scheinen auch die fünf häufigsten Antworten auf die Frage aussagekräftig „Welche Vorstellung von der Zukunft unseres Lebens und der Gesellschaft haben Sie?“ An erster Stelle stand die Antwort: „zunehmende Zerstörung der Umwelt“, gefolgt von „allgemeine Zukunftsangst, Weltuntergang“, „es wird wieder Krieg geben“, „die Gesell-

¹⁴ Der Spiegel vom 23. 1. 1978: „Punk: Nadel im Ohr, Klinge am Hals“.

¹⁵ New Society vom 20. 1. 1977: „Dole-queue rock“.

¹⁶ Die Einstellung der jungen Generation zur Arbeitswelt und Wirtschaftsordnung, hrsg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1980, S. 10f.

¹⁷ Jugend ’81. Lebensentwürfe, Alltagskulturen, Zukunftsbilder, Bd. 1, hrsg. vom Jugendwerk der Deutschen Shell, Hamburg 1981, S. 15; dort (S. 378) auch das folgende Zitat.

schaft wird immer mehr entmenslicht“ und schließlich doch noch: „alles moderner, technischer, fortschrittlicher“.

Die Zukunftsvorstellungen der befragten Jugendlichen scheinen die These einer in weiten Teilen der Gesellschaft seit den späten 1960er Jahren wachsenden Skepsis gegenüber „Modernisierung“ und „Fortschritt“ zu bestätigen. Sicherlich ist bei derlei demoskopischen Umfragen stets ein gewisses Misstrauen angebracht, und wenngleich deren Ergebnisse gewiss nicht auf „die“ Jugend und erst recht nicht auf „die“ Gesellschaft übertragbar sind, so scheinen sie doch eine Tendenz zu bestätigen. So vermittelt beispielsweise auch die zeitgenössische Literatur den Eindruck, eines sich verdüsternden Erwartungshorizonts. In der Belletristik herrschten Themen wie die „kollektive Zukunftsangst“ sowie die „Erfahrung lebensweltlichen Scheiterns“ vor¹⁸. Angesichts der vielzitierten „Grenzen des Wachstums“, der steigenden Arbeitslosigkeit, der atomaren und der ökologischen Gefahren wandelte sich die Zukunft in den Augen vieler zu einem Bedrohungsherd, der allerlei Risiken barg und Angst sowie Ohnmachtsgefühle erzeugte. Und wenn sich der Einzelne, dem Individualisierungstrend folgend, zudem aus den familiären Beziehungen und dem althergebrachten sozialen Gefüge löste, wurde auch seine eigene Biographie zunehmend unwägbarer und somit ebenfalls zu einem Faktor potentieller Verunsicherung.

Wie einige Titelblätter nahelegen, mit denen der „Spiegel“ 1981 aufmachte, zeichneten auch die Journalisten und Meinungsmacher das Bild einer Zukunft, die alles andere als rosig erschien: Während der Benzinpreis und die Arbeitslosenzahlen stiegen, sanken die Löhne, die Jugend begehrte auf, die Wälder starben und der Dritte Weltkrieg drohte; die atomare Katastrophe schien nach Harrisburg ohnehin jederzeit möglich. Wie anfangs bereits angedeutet, herrschte eben eine regelrechte „Lust am Weltuntergang“ vor. Doch, wenngleich der „Spiegel“ im folgenden Jahr unter der Überschrift „Die Angst der Deutschen“ eine sechsteilige Serie veröffentlichte, so hatte man es keineswegs nur mit einer *German angst* zu tun. Auch in Großbritannien war die Stimmung dank des *winter of discontent* 1978/79, der Stagflation, steigender Arbeitslosenzahlen, zerrütteter industrieller Beziehun-

¹⁸ Andreas Wirsching, Abschied vom Provisorium. Die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland 1982–1989/90, München 2006, S.429. Wirsching (S.434ff.) spricht von einem Stimmungsumschwung nach 1981 und von einem „neuen Optimismus“ und belegt dies mit Umfragen des Instituts für Demoskopie Allensbach. Angesichts des Zeitpunkts im Vorfeld des Regierungswechsels von 1982/83 und der politischen Ausrichtung des Allensbacher Instituts ist freilich eine gewisse Skepsis gegenüber diesen Aussagen geboten.



Abb. 1: Spiegel-Titelblätter Nr. 8, 11, 13, 29, 34, 39, 47, 53 aus dem Jahr 1981.

gen, Rassenunruhen, nordirischem Terrorismus und der drohenden „konservativen Revolution“ Margaret Thatchers ausnehmend düster¹⁹. Dass auch jenseits des Kanals die Macht des Fortschrittsnarrativs im Schwinden begriffen war, davon zeugt die ubiquitäre Rede von *British disease* und von *British decline*²⁰. Die korrespondierende Untergangsstimmung fand auch dort Eingang in die Literatur. Margaret Drabbles *Ice Age* aus dem Jahr 1977 verdeutlicht dies beispielhaft:

„A terrible year, a terrible world. Two of his acquaintances in prison, one dead by assassination, himself many thousands of pound in debt. It had all looked so different, four years ago, three years ago. So hopeful, so prosperous, so safe, so expansive.“²¹

An die Stelle der optimistischen Hoffnungen des „goldenen Zeitalters“ traten Niedergangsmotive und apokalyptische Angstszenerien²². Außerhalb des

¹⁹ Vgl. Dominik Geppert, *Thatchers konservative Revolution. Der Richtungswandel der britischen Tories 1975–1979*, München 2002. Zugegebenermaßen wurde diese „konservative Revolution“ von Teilen der Gesellschaft als Hoffnungsschimmer begrüßt.

²⁰ Vgl. Jim Tomlinson, *The politics of Decline*, Harlow 2001.

²¹ Margaret Drabble, *Ice Age*, London 1977, S. 19.

²² Zum goldenen Zeitalter vgl. Eric J. Hobsbawm, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, München 1995.

wissenschaftlich-technologischen Felds, schwand der Fortschrittsglaube zusehends. Doch auch unter jenen Experten, die bislang am „Vorgriff auf die Zukunft“, also an der Umsetzung von Plänen und der Konkretisierung von Utopien, gearbeitet hatten, wuchs die Skepsis²³.

Die Wahrnehmung der Zukunft erfuhr einen dramatischen Wandel, da sie nicht mehr als der Zeitpunkt erschien, an dem sich die Entwürfe und Pläne verwirklichen würden, die in der Gegenwart Orientierung stifteten und Handlungen leiteten. Vielmehr wurde sie als Quelle der auf die Zeitgenossen zurasenden und unkalkulierbaren Gefahren und „Risiken“ wahrgenommen. Von einem „offenen Horizont der Möglichkeiten“, so kürzlich Gumbrecht, mutierte die Zukunft zu einer Dimension, „die sich zunehmend allen Prognosen verschließt und die zugleich als Bedrohung auf uns zuzukommen scheint“²⁴. Ulrich Becks „Risikogesellschaft“, kurz nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl veröffentlicht, kann als Indikator dieser Metamorphose der Zukunftswahrnehmung gelesen werden:

„Risiken [meinen] eine Zukunft, die es zu verhindern gilt. [...] die eigentliche soziale Wucht des Risikoargumentes [liegt] in projizierten Gefährdungen der Zukunft. Es sind in diesem Sinne Risiken, die dort, wo sie eintreten, Zerstörungen von einem Ausmaß bedeuten, dass Handeln im nachhinein praktisch unmöglich wird, die also bereits als Vermutung, als Zukunftsgefährdung, als Prognose im präventiven Umkehrschluss Handlungsrelevanz besitzen und entfalten. Das Zentrum des Risikobewusstseins liegt nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft. In der Risikogesellschaft verliert die Vergangenheit die Determinationskraft für die Gegenwart. An ihre Stelle tritt die Zukunft [...] Wir werden heute aktiv, um die Probleme oder Krisen von morgen und übermorgen zu verhindern, abzumildern, Vorsorge zu leisten – oder eben gerade nicht.“²⁵

Da die Zukunft als unheilswanger erfahren wurde und der Wandel, der sich in der Gegenwart ereignete, eher Verluste als Gewinne zu zeitigen schien, verlor das Fortschrittsnarrativ seine Plausibilität als Ordnung von Zeit. Es büßte sein Vermögen ein, das bedrohliche Gefühl von Ohnmacht und Kontingenz zu beseitigen, mit dem die Zeitgenossen auf die Veränderungen ihrer Lebens- und Arbeitswelten reagierten. Der Wandel wurde als richtungslos erlebt, da keine „glückliche Gegenwelten“ in die Zukunft projiziert wurden. Vielmehr focht man um die Bewahrung der Errungenschaften der vergangenen 30 bis 40 Jahre und suchte, „die Katastrophe“ zu verhindern.

²³ Vgl. Dirk van Laak, Planung. Geschichte und Gegenwart des Vorgriffs auf die Zukunft, in: GuG 34 (2008), S. 305–326, insbesondere S. 318ff.

²⁴ Gumbrecht, Breite Gegenwart, S. 16.

²⁵ Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986, S. 44.

Ein solcher Zustand ließe sich mit Antonio Gramscis Begriff des *interregnum* beschreiben: Es war eine Zeit, in der „das Alte stirbt und das Neue [noch] nicht zur Welt kommen kann“²⁶. Und es war die Erfahrung einer Zeit ohne Ziel, die ängstlich stimmte²⁷.

3. Interregnum – zwischen Nirgendwo und Langeweile

Neben dem schon fast kanonischen Aufschrei No Future, mit dem die Sex Pistols berühmt geworden sind, weist auch ein Bild von Victor Burgin, einem der Hauptprotagonisten der conceptual art, auf den geschwundenen Fortschrittsglauben und auf den Verlust der orientierungsstiftenden Funktion der geschichtlichen Zielbegriffe hin²⁸. Es ist insbesondere die Strategie des *détournement*, also die Praxis der Zweckentfremdung der Massenkultur zu „subversiven“ Zwecken, die das Bild aus seiner Serie *UK76* in die Nähe des Punk rückt, aber auch beispielhaft für die Popart der späten 1970er Jahre macht.

Auf dem Bild heißt es: „Today is the tomorrow you were promised yesterday“. Im Verbund mit der Photographie verweist das Diktum zunächst auf eine illusionslose Wahrnehmung der Gegenwart; die triste suburbane Landschaft und die in die ebenso trostlose, wolkenverhangene Ferne führenden Hochspannungsleitungen unterstreichen dies visuell. Doch überdies fordert Burgin die Zukunftsverheißung an sich heraus, indem er daran erinnert, dass bereits die Gegenwart Ergebnis eines vorangegangenen Fortschrittsversprechens ist. Die Diskrepanz zwischen dem Erreichten und den einst hochtrabenden Vorstellungen und Hoffnungen, so legt es das Bild nahe, ist eklatant und stimmt den Betrachter skeptisch gegenüber derlei Versprechungen überhaupt. Die Verheißungen des Fortschritts erscheinen so als Früchte des Tantalos. Der Erwartungshorizont hatte sich nicht nur verdunkelt, sondern erinnerte nunmehr an jene „fruchtbare[n] Bäume [...], voll süßer Feigen und rötlichgesprenkelter Äpfel“, welche in der griechischen Sage „um [Tantalos'] Scheitel die Zweige“ neigten. Reckte sich der in Ungnade Gefallene

²⁶ Antonio Gramsci, Gefängnishefte. Hefte 2 bis 3, hrsg. von Wolfgang Fritz Haug, Hamburg 1991, H. 3, § 34, S. 354. Zum *interregnum* vgl. auch Zygmunt Bauman, 44 Letters from the Liquid Modern World, Cambridge 2010, S. 119–122.

²⁷ Zur Zeit ohne Ziel vgl. Friedrich Nietzsche, Sils-Maria, in: ders., Kritische Studienausgabe Bd. 3: Morgenröte. Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft, hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München 1999, S. 649.

²⁸ Zu den geschichtlichen Zielbegriffen vgl. Reinhart Koselleck, Einleitung, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hrsg.), Geschichtliche Grundbegriffe, Bd. I: A-D, Stuttgart 1972, S. XIII–XXVII, hier S. XVI.

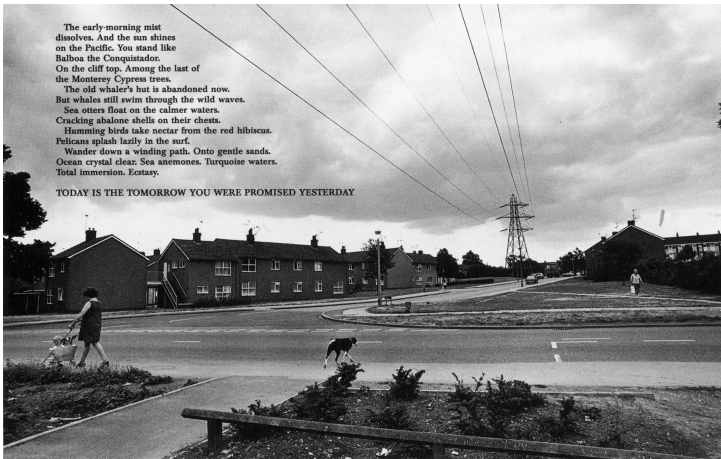


Abb. 2: Victor Burgin, UK76, 1976.

nach den süßen Früchten, „wirbelte plötzlich der Sturm sie empor zu den schattichten Wolken“²⁹. Bei den süßen Früchten des Fortschritts handelte es sich, so Burgin, um unerreichbare Trugbilder.

Die Resignation, die in dem Bild ebenso zum Ausdruck kommt wie in den zitierten Jugendstudien, ist ein Indiz jenes Einstellungswandels, den Punk verkörperte und diese Jugendkultur zum Paradigma der neuen Zeit machte. Die desillusionierte Haltung, welche die Punks an den Tag legten, unterschied sie von den Anhängern vorangegangener und anderer zeitgenössischer Jugend- und Gegenkulturen: Einte die „'68er“ und die K-Gruppen noch die Vision einer „besseren Welt“, so versammelte sich unter dem Banner des Punk, des *new wave* und des Post-punk eine ernüchterte Jugend, welche die Zukunftsvisionen und utopischen Projekte ihrer älteren und gleichaltrigen Brüder und Schwestern verachtete. Punk war Ausdruck eines drastischen Zynismus, denn auch die sehnstichtige Flucht „zurück zur Natur“, welche die Ökologie-Bewegung beflügelte, wurde ironisiert. So schwärmte beispielsweise die Solinger Band S.Y.P.H. von einem „zurück zum Beton“³⁰. Die Punks traten keinen Trip mehr in eine heile und friedliche Welt an. Wie es die Single *Pretty Vacant* der *Sex Pistols* im Juli 1977 nahe-

²⁹ Homer: Odyssee, 11. Gesang, 588 ff., in der Übersetzung von Johann Heinrich Voß.

³⁰ S.Y.P.H., Zurück zum Beton, auf: S.Y.P.H., Pure Freude, 1980.

legte, führte ihre Reise vielmehr nach „Nirgendwo“ und in die „Lange-
weile“³¹.

In einem Beitrag für das Kursbuch 65 „Der große Bruch – Revolte 81“ widmete sich der Frankfurter Psychotherapeut Jörg Bopp den vielfältigen Formen des zeitgenössischen Jugendprotests. Diese unterschieden sich, laut Bopp, radikal von jenen Protestformen und Ursachen, die gemeinhin mit „'68“ verbunden würden. Für Bopp stellte sich der Wandel als radikaler Bruch dar, und zwar sowohl zwischen den beiden Jugendgenerationen als auch zwischen der Jugend und der übrigen Gesellschaft:

„Ich habe den Eindruck, dass die heutige Jugendrevolte jene Gemeinsamkeiten, die 1968 zwischen der Gesellschaft und ihren Rebellen noch bestanden, zu beträchtlichen Teilen einfach ablehnt. Wir stehen heute vor einem viel größeren Bruch als 1968. Dieser Bruch ist der spektakuläre Ausdruck einer tiefgreifenden Krise, in der sich unsere gesamte Gesellschaft befindet.“³²

Den Grund für die zeitgenössische „Jugendrevolte“ sah Bopp, der sich selber zur APO-Generation zählte, in der „realistischen Angst“, welche die Jugendlichen bewegte und die ihm angesichts der konkreten Gefahren auch begründet erschien³³:

„Wesentlich stärker als 1968 ist bei den heutigen Jugendprotesten die Zukunftsangst. Während wir damals fragten: ‚Wie gestalten wir unsere Zukunft?‘, fragen viele Jugendliche heute: ‚Haben wir überhaupt eine Zukunft?‘ Es gibt heute nicht mehr die Aufbruchstimmung der Studentenrevolte und der beginnenden sozialliberalen Koalition. Viele Studentenbewegler glaubten damals, dass mit dem ‚langen Marsch durch die Institutionen‘ [...] und durch zielbewusste Reformen eine gerechtere und freiere Gesellschaft aufgebaut werden könnte. Der Glaube an das wirtschaftliche Wachstum und an den technischen Fortschritt wurde durch die Forderungen der Demokratisierung zwar eingegrenzt, aber er war nicht wie heute im Zentrum gebrochen.“

Angesichts dieser Diagnose wirkte Helmut Schmidts Regierungserklärung vom 24. November 1980, die unter dem Motto „Mut zur Zukunft“ stand, wie eine verzweifelte Beschwörung:

„Unsere Jugend will sich für eine bessere Zukunft engagieren. Wir freuen uns darüber, dass junge Menschen, dass Erstwähler bei der Bundestagswahl besonders zahlreich für die sozialliberale Koalition gestimmt haben. Ich sehe darin eine Verpflichtung. Auch dies gehört zu den Grundlagen für unseren Mut zur Zukunft.“³⁴

³¹ Jamie Reid, Artwork für Sex Pistols’ „Pretty Vacant“ Single, Virgin 1977.

³² Jörg Bopp, Trauer-Power. Ur Jugendrevolte 1981, in: Kursbuch 65. Der große Bruch – Revolte 81 (Oktober 1981), S. 151–168, hier S. 165.

³³ Vgl. Jörg Bopp, Vatis Argumente. Apo-Generation und heutige Jugend, in: Kursbuch 58. Karrieren (Dezember 1979), S. 1–20; Bopp, Trauer-Power, S. 159 und S. 161.

³⁴ Regierungserklärung von Bundeskanzler Helmut Schmidt am 24.11.1980; <http://dipbt.bundestag.de/doc/btp/09/09005.pdf#P.25>.

Das jugendliche Engagement der frühen 1980er Jahre stellt sich indes gerade nicht als Kampf für eine bessere Zukunft dar. Es ging vielmehr um das Hier und Jetzt. Diesen „Präsentismus“ verstand Jörg Bopp als „kämpferischen Pragmatismus“:

„In der heutigen Revolte finden sich nicht mehr die weitgreifenden Zukunftsvisionen einer freien sozialistischen Gesellschaft von 1968. Man leitet seine aktuellen Forderungen und Erfahrungen nicht mehr aus einer kritischen Gesellschaftstheorie her und deutet sich nicht mit ihr. [...] Viele protestierende Jugendliche trauen dem utopischen Denken keine Kraft zu, weil sie an der Zukunft zweifeln. [...] Da die Jugendlichen glauben, dass die Zeit nicht für sie, sondern gegen sie arbeitet, wollen sie *jetzt* das Notwendigste tun: weniger Umweltzerstörung, weniger Kernkraftwerke, weniger Atomraketen, weniger Zerstörung alter Bausubstanz, mehr Jugendzentren, mehr Wohngemeinschaften, weniger bürokratische Willkür und weniger Dressur, weniger Selbstmörder und Drogensüchtige.“³⁵

4. Fazit: Zeit ohne Ziel

Die Hinwendung zahlreicher Jugendlicher zu konkreten, mikropolitischen Zielen, die es in der Gegenwart zu verwirklichen galt, darf als ein weiteres Indiz für einen Wandel der Einstellung zur Zukunft gedeutet werden. Es handelt sich aber auch um einen Hinweis auf eine Abkehr vom Zeithorizont der politischen Großprojekte und Ideologien der Moderne. Die Resignation, die mit dieser Abkehr einher ging, fand in einem komplexeren Syndrom ihren Ausdruck, das unter der Chiffre *Posthistoire* subsumiert werden kann: In den Jahren nach dem Boom wurde die Teleologie, die in den Fortschrittshoffnungen der Aufklärung gründete, diskreditiert. Die unbeabsichtigten, unkalkulierbaren und unmenschlichen „Nebenfolgen“ der Projekte der Moderne gerieten ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Damit ging nicht nur eine tiefgreifende Ernüchterung und Angst vor der Unbeherrschbarkeit prognostizierter Gefahren einher, sondern auch eine stärkere Gegenwartsorientierung. Die wachsende Skepsis gegenüber den modernen Meta-Erzählungen führte auch zur Dekonstruktion der historischen Subjekte, die diesen Narrativen zugrunde lagen, und zur Delegitimierung jener Ordnung der Zeit als Fortschritt, welche diese Geschichte(n) strukturierte³⁶. Die „neue

³⁵ Bopp, Trauer-Power, S. 163f.

³⁶ Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, Graz u.a. 1986, S. 14. Vgl. hierzu auch Chris Lorenz, *Unstuck in time. Or: The sudden presence of the past*, in: Karin Tilmans/Frank van Vree/Jay Winter (Hrsg.), *Performing the past. Memory, history and identity in modern Europe*, Amsterdam 2010, S. 67–102, insbesondere S. 83ff.

Unübersichtlichkeit“ gründete darin, dass die Zeit ihr Ziel verloren zu haben schien. So schrieb der überzeugte Marxist Eric Hobsbawm in einer 1978 in der „New York Review of Books“ erschienenen Rezension:

„Once upon a time, say from the middle of the nineteenth century to the middle of the twentieth, the movements of the left – whether they called themselves socialist, communist, or syndicalist – like everybody else who believed in progress, knew just where they wanted to go and just what, with the help of history, strategy, and effort, they ought or needed to do to get there. Now they no longer do. In this respect they do not, of course, stand alone. Capitalists are just as much at a loss as socialists to understand their future, and just as puzzled by the failure of their theorists and prophets.“³⁷

Kulturpessimismus und Fortschrittsskepsis hatten den Fortschrittsglauben seit der Sattelzeit wie einen Schatten begleitet³⁸. Sei es während der Romantik, des *Fin de siècle*, in den 1920er und 1930er Jahren, stets wuchsen dann die Zweifel am Fortschritt, wenn die Zeitgenossen den sich ereignenden Wandel als besonders beschleunigt erlebten. „Gegenwartsschrumpfung“ und somit Orientierungslosigkeit führten zur Infragestellung des „weltlichen progressus“³⁹. In diese Serie ist sicherlich auch die „Krise“ des Fortschritts einzureihen, die sich seit den 1970er Jahren vollzog. Ob sie zudem eine „Veränderung des modernen Zeitbewusstseins überhaupt“ anzeigt, bleibt vorerst noch offen. Es wird noch zu klären sein, inwiefern es nicht gerade ein selbstreflexiver Historismus, also das „geschichtliche Denken“ selbst war, das dazu beitrug, die „utopischen Energien“ aufzuzehren und jenes „dumpfe Unbehagen“ zu katalysieren, das die anfangs zitierten Autoren diagnostizierten.

³⁷ Eric J. Hobsbawm, Should the Poor Organize?, in: The New York Review of Books 25 (1978), S. 44–49, hier S. 44.

³⁸ Vgl. Bedrich Loewenstein, Der Fortschrittsglaube. Geschichte einer europäischen Idee, Göttingen 2009.

³⁹ Vgl. Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“, S. 362.